

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Das Buch meines Lebens**

Erinnerungen

**Vierordt, Heinrich**

**Stuttgart, [1924]**

14. Abschnitt. Ein Wanderjahr (Frühjahr 1882-Frühjahr 1883)

[urn:nbn:de:bsz:31-375566](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375566)

## Ein Wanderjahr (Frühjahr 1882—Frühjahr 1883)

Nicht von Landschaften, nicht von Kunstsammlungen, nur von Menschen, die mir begegnet sind, will ich reden.

Aber das freundliche Göttingen mit seinen für mich doppelt bedeutsamen Hainbunderinnerungen ging es nach Wolfenbüttel. Auf dem Kornmarke bestieg ich einen uralten Rumpelkasten von Postwagen, der von Marktwewibern überfüllt und allerlei süßen Käsedüften durchräucht war, und rollte über das schauerhafte Pflaster der Lessingstadt ins Freie; fast an jedem Hause hielt das Schneckengefährt, Päckchen abgebend oder aufnehmend. In Dörfern, Baumgärten und Kleefeldern vorbei kroch die vorsintflutliche Kutsche dem stattlichen Amtsdorfe Salder, meinem ersten Reiseziele, zu.

Amtsrichter Wilhelm Kunze, der, wenn auch noch nicht an Jahren, so doch an edeln Wesenszügen etwas vom alten Vater Gleim hatte, war mir durch seine schöne Besprechung eines meiner Bücher bekannt und auf brieflichem Wege befreundet worden; seiner dringenden Einladung folgte ich ins Braunschweigische, um von dort meine seit Jahren geplante Reise in den skandinavischen Norden anzutreten. Selten hat eine Zeitschriftenbesprechung so gute dauerhafte Früchte gezeitigt. Erwartungsvoll stand der teure Mann vor seinem Hoftor an der Landstraße, dem Posthauderer entgegen spähend. Meine Rumpelkutschennachbarin äußerte zufällig: da steht ja unser Amtsrichter! Herausstürmen, Freudenruf, Umarmung waren ein Augenblick. Das von Gestalt kleine, bewegliche, gastfreie Ehepaar Kunze bot alles auf, mir den Aufenthalt reizend zu gestalten. Drei Tage wollte ich bleiben, drei Wochen wurden daraus, wozu Wind und Wetter ihr Teil beitrugen.

Ein obstreicher, rasengepflægter Garten umgab das Amtshaus mit Bänken und schattigen Bäumen; selbst eine Luffgrotte fehlte nicht, worin wir oft, Bohnen aushülfsend, saßen und einander vorlasen, indes der Herenberg Brocken aus blauer Ferne herüberschaute und rings die Erd-



beeren blühten. Einmal war Landwehrfest: auf einer Anhöhe im Walde waren Buden und Zelte geschlagen; Regimentsmusik spielte; oben in den Baumwipfeln heulte der Sturm, unten in den Zelten wurde flott getanzt, Grog getrunken, Braunschweiger Würste nebst Landesbackwerk verzehrt; ich wurde dem herbeigeströmten halben Herzogtume vorgestellt.

Meine Gastfreunde belustigten sich an meiner süddeutschen Ausdrucksweise; Worte wie „Tintenzeug“ (= Tintenfaß, Schreibzeug), wie „Hausstaffel“ (= Haustreppe oder braunschweigisch: Trittstein) usw. waren eine nie versiegende Quelle der Ergötzung für sie. Die beiden weiblichen Hausangestellten waren entsetzt über den Gast, als er ihnen seine „Hosen“ (statt Beinkleider) zum Reinigen gab. Der sprachbegabtere sprachschöpferischere Süddeutsche ist zugleich weit sprachduldsamer und hierin größerdenkend als der Norddeutsche.

Um mein hochgelegenes Siebelzimmer raste der Wind, und umfassend war die Aussicht über sturmgepeitschte Kornfelder, gartenumhegte Häuser, spielende Windmühlen bis zum verdämmernden Harze hinüber. In der Frühe kam ein junger Bartschaber, der mit dem selben Schermesser, womit er mich verschönernte, kurz danach ein altes Ehepaar um Geldes willen abschlachtete und dafür zum Tode verurteilt wurde. Viel Verwandtenbesuch von benachbarten Gütern stellte sich ein; alles schwärmte für Süddeutschland; eine alte Dame sprach so hingerissen von der Schönheit unseres Freiburg, wie wir von Neapel und Sorrent reden.

Die Hausfrau hatte alle nur erdenklichen Braunschweiger Leckerbissen in ihrer Güte für mich vorbereiten lassen — aber nichts wollte mir recht munden. Da ich mich schließlich nur noch von Würsten und Eiern nährte, zum besonderen Leidwesen der lieben Amtsrichterin aber alle Tunken und Brühen verschmähte, mußte ich mir auf ihren Wunsch von meiner Mutter süddeutsche Kochanweisungen verschreiben lassen; ich war so unvorsichtig, schwäbische Mehlspägle zu bestellen. Im Siegestaumel rief die treffliche Frau eines Morgens: „heute gibt's S—pägle!“ Aber statt der flaumenweichen, goldgelben Flocken der Späglein erschien ein großer, schwarzer, starrer Leigklumpen auf der Platte, der wie geronnener Leim schmeckte: statt der Späglein war durch Versehen der Köchin ein Riesenspag aus dem Ei gekrochen, und ich hätte mir alle Schwaben und Badener herbeigewünscht, um sie raten zu lassen, was dieses Gericht vorstellen solle. Es gibt eben Speisen, deren Zubereitung eine Köchin gesehen haben muß. Eigenartig war für unser Gefühl die Reihenfolge der Speisen: da ward Plum pudding zwischen Suppe und Dachsenfleisch aufgetragen; dann kam dick mit



Zucker bestreuter Salat, Spargel und gedämpfte Apfel als ein Gang, vom selben Teller genossen; das Geflügel erschien mit rosinenversüßtem Kuchen; teige gefüllt.

Von Tag zu Tag verschob ich des strömenden Regens halber meine Abreise, von der herzüberwallenden, prächtigen Familie zum Längerbleiben gedrängt. Doch es mußte geschieden sein. Ich fühlte, daß ich allen ein Freund fürs Leben geworden war; als ich in die regenverschleierte Landschaft hinausfuhr, standen alle weinend um die fortrollende Postkutsche, und mir selber war das Herz am schwersten, als dies liebliche, trotz steten Regens innerlich so sonnige Stilleben hinter mir versank. —

Nach dämmerheller Nachtfahrt durch Fütland und schöner Seefahrt über das Kattegat, gelangte ich bei herrlicher Abendbeleuchtung nach Göteborg in Schweden. Seit Hamburg saß mir ein schweigsamer junger Mann gegenüber, der in siebzehn Stunden nicht den Mund aufgetan hatte; plötzlich erzählte er mir, er stamme von Drontheim, heiße Harald Salbu, besitze eine Gerberei und habe in Hannover Deutsch gelernt. Wir verabredeten, bis Christiania zusammen zu reisen.

Im Gasthause zu Göteborg lernte ich zum ersten Male die angenehme Sitte des schwedischen Vorkosttisches verschmecken; die Zimmerwand dahinter war mit Tannenzweiggrün besetzt und sah so christtäglich aus, daß ein ankommender Österreicher sich allen Ernstes erkundigte, ob in Schweden Weihnachten im Sommer gefeiert werde! Auffallend war mir, daß zur Nachtzeit in den taghellen Straßen kein Kaufladen vor seinen Auslagenfenstern Kolläden zum Schutze hatte, und ich dachte bei mir: hier ist ein völlig diebsicheres Land.

Andern Tages fauste ich mit meinem neuen Freunde Christiania zu. Harald jauchzte hellauf, als er sein Vaterland wieder sah; er trug stets das Grundbuch der norwegischen Verfassung in seiner Brusttasche auf dem Herzen und versicherte mir in seinem gebrochenen Deutsch: seine Liebe zu seinem Vaterlande sei so groß, daß er jeden Augenblick dafür zu sterben bereit sei. Abends waren wir im Livoli zu Christiania, wo die Volkshymne gespielt wurde; bei dieser Gelegenheit veranstalteten die königlich Gesinnten und die Freistaatler eine lebhaftere Kundgebung: es ward unter ständigem Klatschen einerseits und Zischen andererseits gespielt. So bekam ich alsbald eine hübsche Veranschaulichung der politischen Gesinnungen des herben Landes vor Augen geführt und hatte sofort das Gefühl, daß der Schwedenkönig Oskar II. als Herrscher dieser Reichshälfte nicht auf Rosen schlummere!



Gymnasiumsleiter Bof, an den ich von Karlsruher Bekannten empfohlen war, und ein höchst fesselnder Professor Nikolaisen, ein vertrauter Freund des Dichters Björnson, luden mich zur Wagenfahrt nach dem Frognesaeter, einer Christiania benachbarten Alp, ein. Beide Herren waren überzeugte Anhänger eines norwegischen Freistaates — der Professor hieß sogar der „rote“ Nikolaisen — und spotteten über die Unbedeutendheit des königlichen Dichters von Schweden. Diese beiden Norweger sprachen Deutsch wie Deutsche; sie priesen mich glücklich, einem großen Volksganzen anzugehören und darum eine Sprache weniger lernen zu müssen. Nikolaisen entpuppte sich als gründlichen Kenner des deutschen Schrifttums und als leidenschaftlichen Verehrer — Jean Pauls! „Keinen Dichter liebe ich so wie Jean Paul; täglich lese ich in seinen Werken; schon allein um dieses Dichters willen muß man Deutschland, sein Volk und seine Sprache lieben!“ rief er begeistert. Ich versicherte ihm: in Deutschland könne man weit gehen, bis man jemandem begegne, der täglich im Jean Paul lese. Bis in die helle Mitternacht saßen wir nach der Heimkehr zur Stadt in Bofens Landhaus zusammen ...

Der erste Mensch, der mir in Drontheim begegnete, war mein guter Harald Salbu, der mich in sein hölzernes Haus mitnahm, mich bewirtete, sein „Karriol“ anspannen ließ und mich zum schaumsprühenden Wasserfalle Lerefos hinausfuhrte. Die Norweger haben etwas Felsenrauhes an sich, sind aber gegen Fremde die Gastlichkeit selbst. Haralds deutsche Sprachkenntnisse standen trotz seines einjährigen Aufenthaltes in Hannover auf schwachen Füßen; ich mußte für ihn einen Brief an seinen ehemaligen Fremdenheimvorstand aufsetzen, damit er sich über die sprachlichen Fortschritte seines Zöglings wundern solle. Die ganze Nacht blieb es taghell.

Auf der mehrtägigen Dampferfahrt nach Hammerfest teilte ich die Koje mit einem jungen Engländer, der eine Badewanne aus Gummi mit sich führte, worin er jeden Morgen neben meinem Bette badete; beim ersten Mal erweckte mich das Geplätscher zu meinem Schrecken, denn ich wähnte einen Augenblick, daß Wasser durch ein Leck in den Fußboden eingedrungen sei.

Der gute alte Oberst Panse mit zwei angenehmen Töchtern, aus Weimar, zwei bayerische Offiziere aus München, ein Rittmeister und ein Oberleutnant, bildeten im Verein mit mir eine unzertrennliche Gesellschaft auf der Reise zum Nordkap.

Ein alter Schwede, Hauptfeinschmecker und Ledemann, lag unwohl in seiner Kajüte und ließ mich zur Krankheitsberatung rufen, da er mich mit



„Herr Doktor“ hatte antreden hören. „Helfen Sie mir, ich habe Schwällungen am Hals!“ rief er und war schmerzlich enttäuscht, als ich mich ihm als Nichtheilkünstler vorstellte; noch ein „Doktor“ an Bord wurde beigezogen, aber der war Doktor der Rechte, so daß keiner dem Armsten helfen konnte. Die „Schwällungen“ hinderten den freundlichen Dulder aber nicht, mir die unvergleichliche Zubereitung der Krebse im Stockholmer Opernkeller ans Herz zu legen, falls ich im Verlaufe meiner Reise dorthin gelangen sollte. „Mnjm, mnjm, mnjm!“ schmagte er dabei vor seliger Erinnerung und strich sich behaglich den Bauch.

Bei der Fahrt aus dem Fjord von Rødd, punkt zwölf Uhr nachts, sah man am Fernrande die volle Scheibe der rötlich strahlenden Mitternachts- sonne auf dem Meere liegen; andachtvolle, schweigsame Stimmung ergriff alle auf das Verdeck Strömenden.

Von Tromsø aus machte ich mit der deutschen Gesellschaft einen abenteuerlichen Ritt in das Tromsødal, um eine Lappensippe mit weidenden Renntierherden zu besuchen. Der bayerische Rittmeister behauptete, er, ein Reiter von Berufe, sei niemals im Leben auf einem beschwerlicheren Wege geritten, und kein deutsches Pferd hätte solche Gerölldrangsale, wie hier in Lappland, ausgehalten.

Zu Hammerfest blieben wir acht Tage zusammen im Hotel Jensen, zogen auf Fischfang aus, wobei die Fischer einen Kagenhai, eine sogenannte Meerkatze, fingen, und besuchten die duftenden Transtiedereien, deren atembeklemmender Geruch die halbe Stadt erfüllte. Einmal fuhren wir durch die breiten, offenen Meereswogen in einem Fischerboote nach dem einsamen, draußen in der Bucht liegenden Felsen Råsmolen, verzehrten am Ufer eines reißenden Baches im Scheine der Nachtsonne das Abendbrot und ich las auf Wunsch der Anwesenden mein Festspiel „Die Kranzweihe“ vor. Alle behaupteten, durch die Erscheinung der heimlich deutschen Berge und Flüsse, die als Gestalten in dem Stückchen auftreten, am fernen Ufer des nördlichen Eismeeres eigenartig berührt worden zu sein.

Der „Superior“ der katholischen Mission für Finnmarken, Pastor Hagemann, kam alsbald zu Besuche, da er gehört hatte, daß Deutsche da seien. Damals war jene Gegend noch nicht das modische Allerweltziel, wie später, da Kaiser Wilhelm II. leider Bahnbrecher für die Nordlandsreisen geworden war. Der Pastor war Westfale, ein stämmiger Riese mit fuchsroter Akel, der schon siebenzehn Jahre in Norwegen und vier davon zu Hammerfest lebte; in dieser Zeit hatte er 23 Finnen- und Lappenseelen dem Christentum gewonnen. Hagemann war ein warmer Verehrer der schwe-



dischen Königsfamilie. Fabelhaftes erzählte er von den Winterstürmen, die bisweilen ganze Holzhäuser auf die Meeresbucht hinaussetzten, die Menschen auf der Straße packten und durch halbe Gassen rollten. Trogdem schwärmte er für das dortige Leben, selbst für die sechs Monate währenden, sonnenlosen, aber durch Nordlichtpracht verschönten Winter; niemals, so schloß er, möchte er sich wieder südlich des Polarkreises ansiedeln!

Mit meinen Freunden erkletterte ich das Nordkap, damals noch eine beschwerliche, nicht ungefährliche Bergtravelei und rutscherei.

Herrlich war die Heimfahrt über die Lofoten, die beim Mitternachtsstrahl in amethystener Beleuchtung funkelten, nach Drontheim. Beim alten Dome des heiligen Olaf geriet ich mit dem bayrischen Rittmeister über die „bekannte Langeweile und Dichtigkeit Karlsruhes“ — das er aber niemals selbst betreten hatte — in heftigen Wortwechsel, so daß die Nordfahrt allen Ernstes um ein Haar mit einem Zweikampf ihren trauerspielhaften Abschluß gefunden hätte, wäre nicht der lebenswürdigere Oberleutnant versöhnend dazwischen getreten.

Nach unsäglich langer Bahnfahrt über die Kjällen — in Östersund sah ich auf dem Bahnsteige König Oskar II. und meinen lieben Großherzog von Weimar, die zur Einweihung der neuen Kjällenbahn gekommen waren und mit vierfachem, dumpfem Hurra von der tiefschweisigen Volksmasse empfangen wurden — gelangte ich in die Landschaft Dalekarlien, nach Leksand am Siljansee. Im Gasthof hörte ich mit wunderbar schöner Stimme das schwedische Volkslied „O Wermeland, du schönes!“ singen. Ich ging den Tönen nach und entdeckte einen noch jugendlichen Sänger mit prachtvollem Goldhaar am Klaviere sitzend; er ließ sich nicht stören und sang hinreißend schön ein Lied ums andere. Als er geendet, dankte ich ihm lebhaft mit Händedruck. Er stellte sich mir als „Herr Petré“ vor, erzählte von den Jagdgütern seines Vaters, auf die zuweilen der König zu Gaste gekommen sei, auch von Unglück und Verlust, die über sein Haus hereingebrochen seien. Wir wanderten zusammen längs des Sees und schwammen miteinander im eiskalten Dalelf. In seinem drollig kurzen Kautschukmäntelchen, das ihm bis zu den Ellbogen reichte, mit seinem äppigen Goldhaar und seinen fast abenteuerlichen Erzählungen hatte er etwas nordisch Märchenhaftes in seiner Erscheinung ... Zwei Stockholmer, Kaufmann Carlsson und Maler Lindahl, mit denen mich in Leksand ein freundlicher Stern zusammenführte, sehen mit in bester Erinnerung, weil sie mir die unsagbare Lebenswürdigkeit der schwedischen Volksnatur veranschaulicht darstellten.



Berühmt ist der Kirchgang zu Leksand. Da kommen sie in ihren gelben und grünen Trachten auf langen Rähnen über den See gefahren und bringen ihre Toten aus dem ganzen Kirchspiele hierher zur Bestattung. Dalekarlien ist eins der glücklichsten Länder der Welt. Polizei, Diebstähle, Verbrechen, auch Abgaben sind hier unbekannte Dinge. Mein Handkoffer blieb die längste Zeit am Landeplaz des Dampfers allein liegen; auf meine besorgte Frage im Gasthof, wann der Koffer endlich geholt werde und ob niemand ihn wegnehme, hieß es: „Wegnehmen? er gehört ja Ihnen.“

Auch zu Borlänge bei Falun herrschte großes Vertrauen und man kannte die Erfindung von Türschlössern noch nicht. Nach einfach kräftigem Nachtmahl aus Milch, Brot und Eiern hatte ich mich zur Ruhe begeben und war süß eingeschlummert, als ich, durch Geräusch erweckt, erschrocken emporfuhr: da war mein neugieriger Hauswirt zu später Nachtstunde herein an meine Lagerstätte getreten, um mich zu fragen: „Glauben Sie an Jesus Christus?“ Ich beteuerte dies pflichtschuldig. Da forschte der seltsamste aller Wohnungsvermieter weiter: „Gibt es wirklich so sehr viele Juden in Deutschland?“ Auch dies konnte ich mit gutem Gewissen bejahen. „So; bei uns in ganz Schweden gibt's nur tausend. Gute Nacht!“ Damit war er verschwunden und ich konnte mich wieder zum Schlaf umwenden. Auf den Fenstervorhängen waren die Bilder der Reformatoren Luther und Melanchthon lebensgroß eingebrannt. Dieses Nachterlebnis spielte sich übrigens im Privathaus ab, da es kein Gasthaus im Orte gab. Der Junge, der mich hingeführt und mein Gepäck besorgt hatte, trug an seiner Mütze ein Schild mit dem Vermerk „Room för Resande“ (Zimmer für Reisende); er war so völlig unverdorben und trinkgeldunverwöhnt, daß er, als ich ihm einige Ore in die Hand drückte, vor Freuden an mir hinaufsprang und mich küßte. Glückliche Gegend! Wohl auch dort jezt vergangene Zeiten!

Bei glühender Julihize war ich am Bellmannstag, an dem die Stockholmer ihren großen Volksdichter feiern, in der herrlichen Königsstadt angekommen, hatte, meinem Versprechen zufolge, sogleich meinem Bekannten vom Siljansee, Herrn Carlsson, einen reizenden Menschen, aufgesucht und ihm mein Leidwesen geklagt, daß ein sehnlich erwarteter Koffer mit Wäsche noch nicht aus Deutschland angelangt sei. Geht dieser liebe Mensch tags danach in aller Frühe nach dem weit entlegenen Güterschuppen, sucht unter den aufgestapelten Gepäckstücken stundenlang herum, findet endlich das Gesuchte und berichtet mir siegesfreudig seinen Fund. Die Schweden sind gegen Fremde von seltener Zuverlässigkeit und Opferwilligkeit; damals



waren sie freilich vom Fremdenstromen noch nicht überflutet wie heute; hoffentlich ist der schöne Naturzug trotzdem nicht völlig verschüttet worden.

Alle Herrlichkeiten Stockholms und seiner Umgebung durchschwärmte ich mit meinem schwedischen Freunde; natürlich verschlang ich auch im Dpernkeller die berühmt zubereiteten, mir vom Schiffe her so warm empfohlenen Krebse und ließ mir die üppigen „Sexor“ gütlich munden; wer den Freuden der Tafel nicht abhold ist, kommt in Schweden auf seine Rechnung; man schmaust in wenig Ländern so gut und reichhaltig wie dort.

Auffallend ist die Stille der Straßen im Norden. Ich sumnte oder pffiff einmal halblaut vor mich hin; sofort bemerkte ich, daß ich ein peinliches Gassenaufsehen erregte und schwieg alsbald mäuschenstille; dagegen schien ein völlig Betrunkener, der sich vor dem Schilderhaus am Königspalast im Staube wälzte, lange nicht dasselbe Aufsehen wie ein halblaut hinzgeträllertes Liedchen hervorzurufen.

In Alt-Upsala besuchte ich die sogenannten Göttergräber und trank im Gasthaus Met aus dem von Bernadotte gestifteten Trinkhorn. Der Einladung im Karlsruher Museumsaal zufolge hatte ich mich bei der Kronprinzessin gemeldet; die hohe Dame befand sich aber in guter Hoffnung und empfing keine Besuche; es waren sogar alle nichtverheirateten Angestellten während der Zeit der Hochschwangerschaft aus der Umgebung der Fürstin entfernt worden, eine Maßregel höchstgespannter Sittsamkeit, die bei den Stockholmern manches Lächeln und manches Witzwort erzeugte.

Sehr artig war ich im Hause des Sekretärs im Auswärtigen Ministerium, Ove Gude, einem Sohne des berühmten Wassermalers, aufgenommen. Professor Montan aus Upsala nahm mich in die Festung Warholm mit; jedoch wurde ich als Nichtschwede von einem Wachtposten ausgewiesen; nur Eingeborene hatten Zutritt. Dieses Vertrauen hat etwas Räuhrendes; als ob nicht von Landsleuten selber kriegerische Geheimnisse verraten werden könnten. Montan erschien sogar zum Abschied noch auf dem Schiff, als ich an gewitterdrohendem Abend nach Wisby auf Gotland in See stach ...

Einsam einen Sonntag auf den uralten Stadtmauern, umgeben von der Trümmervelt Wisbys, zu sitzen und auf die stille blaue Ostsee hinaus zu schauen gehört zum stimmungsvollsten, was das Leben zu bieten vermag. Weniger schön war ein Rudel Ratten im Hofe meines uranfänglichen Gasthauses, der bei meinem Nähertreten auseinanderstob.

Über Kalmar und Kopenhagen ging es wieder deutschlandwärts. Von Lübeck eilte ich hinaus nach Travemünde zu Emanuel Geibel, dem mir



von früher her persönlich bekannten. Sein beliebtes „Maid“ umgeschlagen, in grauem Kremphute spazierte er mit seiner Nichte Berta und mir am Strande. Liebenswürdig bot er mir für die Nacht und den folgenden Tag Unterkunft in seiner Sommerwohnung an. Unter seinen Fenstern erging sich die Travemünder Badewelt mit Vorliebe, um womöglich einen Blick oder ein Wort des vergötterten Dichters zu erhaschen. Beim Abendessen — der Augusthitze halber standen die Fensterflügel weit offen — war Geibel äußerst gesprächig. Unglücklicherweise kam die Rede auf Richard Wagner und ich ahnte nicht, welchen Sturm ich heraufbeschwören sollte. Bei meiner etwas jugendlich-überschwenglichen Verehrung für den Bayreuther Dichter:Konseker ließ ich hohe Lobsprüche auf den Schöpfer des Nibelungenrings vom Stapel. Da fuhr der empörte Geibel, in dem es schon lange gekocht hatte, plötzlich empor, riß sich — wie er dies gern im Zorne tat — das schwarze Samtkäppchen vom weißschimmernden Silberhaare, warf es mit Ungeßüm vor sich auf den Tisch, ließ seine Augen gegen mich rollen und schrie aus Leibeskräften, aller Artigkeit gegen den Gast für einen Augenblick vergessend: „Schweigen Sie mir an meinem Tische von diesem Schweinhund, der uns für Jahrhunderte unsere schöne deutsche Sage vergiftet hat!“ Ich saß zerschmettert und sprachlos auf meinem Stuhle. Geibel bot in seinem heiligen Unmut ein malerisch schönes Bild: er stand wie ein grollender Prophet des alten Bundes da, ein von der Wahrheit seiner Worte tief überzeugter Hohepriester. Er soll sich in unwirtlichem Künstlergrolle zuweilen auch in drolliger Weise haben hinreißen lassen.

So saß er einmal zu Lübeck im Theater, als seine „Brunhild“ aufgeführt wurde; die Darstellerin hatte bei einer Stelle, wo vom Dichter „Sie lispelt“ vermerkt worden war, allzu laut gesprochen; während sprang Geibel von seinem Sitz auf und schmettete der erschrocken innehaltenden Künstlerin mit geballter Faust ein dumpfes, donnerndes „Sie lispelt“ durch den Zuschauerraum zu. Geibel, damals die bedeutungsschwerste Größe Deutschlands in dichterischen Dingen und in Lübeck von verdienter Verehrung auf den Händen getragen, gab sich selber viele Mühe beim Einüben der Schauspiele und ging den darstellenden Künstlern mit Rat und Tat zur Hand.

Vor meiner Abreise saß ich mit Geibel auf der Vorlaube seines Sommerhauses; da kam das Gespräch auf Scheffel. Der Dichter der „Heroldsrufe“, der fast ausschließlich zum brusttongeschwellten Feierwürdigen neigte und für eigentlichen Humor wenig zugänglich war, äußerte: „Ich habe in meiner Jugend auch einmal ein lustig Lied, ich meine das vom Musikanten, der am Nile spazieren ging, gedichtet; aber nie hätte ich dieses Gedicht in



eine meiner Sammlungen aufgenommen; ein Buch wie das ‚Gaus deamus‘ herauszugeben, hätte ich mich geschämt: das tut kein echter Künstler“ ...

Mehrere Tage rastete ich zu Groß-Pankow in der Mark bei dem Dichter Gustav zu Putlig und seiner mir altbefreundeten Familie. Das war ein herrlich Landgutleben: da ward gebadet, Musik gemacht, die Pferde auf die Weide gejagt und abends vorgelesen oder gar Scharaden gedichtet. Dies letzte war mir stets eine Dual, da ich auf Befehl nur recht klägliche Verse machen kann. Am Abschiedstage führte der edle Dichter mich auf seinen Familienfriedhof und wies mir den Platz, wo er zu schlummern hoffe, da er im Alter das nächste Unrecht darauf habe; er ahnte nicht, daß er in dem für sich bestimmten Grabe schon das Jahr darauf seinen Stolz, seine Freude: seinen ältesten Sohn Stephan betten sollte, der, wie wir früher sahen, einem trauervollen Gesichte zum Opfer gefallen war.

Zu Tal in Thüringen traf ich mit meinem Jugendfreunde Theo Lewald und seiner hochsinnigen Mutter zusammen. Das war wieder ein gelebtes Stilleben. Von meinem Holzaltan sah ich über mondbeschienene Wiesen auf den „Erbstrom“, ein bescheidenes, erlenumflüstertes Bächlein, das ein Großherzogtum von einem Herzogtum scheid und wohl deshalb seinen großartigen Namen führte. Alle Waldberge der Umgebung, einer reizenden Landschaft, wurden erstiegen, und bis in die späte Nacht, wenn die Käuzlein in allen Tälern gruselig schrieken, ward in alter, unverminderter Freundschaft geschwärmt.

Gemeinsam wanderten wir hinüber nach der Wartburg und wurden dort, wie immer, aufs lieblichste vom Burgkommandanten von Arnswald und den Seinigen aufgenommen. Am Erbauer der Burg, Professor von Nitzen, der zufällig anwesend war, hatten wir den erwünschtesten Führer.

Eines Abends saßen wir alle in windumbrauster Burgstube zusammen und erzählten uns Schauer geschichten; jeder steuerte nach Kräften das Grausigste, Gespenstischste bei, dessen er sich entsinnen konnte. Der alte Arnswald begleitete die Erzählungen mit der Mandoline, indem er bei den haarsträubendsten Stellen Klage laute den Saiten entlockte, so daß man ordentlich Gänsehaut bekam. Die Wartburg selber lieferte den richtigen Stimmungshintergrund für Geisterschauer. Der treffliche, unvergeßliche Burgbefehliger berichtete Merkwürdiges aus dem Leben seines verstorbenen Bruders, der vor ihm Jahrzehnte lang in gleicher Eigenschaft und Stellung auf der Burg hauste. Diesem träumte einst: die Gräfin Delamünde, die Ahnfrau des sächsischen Fürstenhauses, deren uraltes Bl



Bild in einem Saale der Wartburg hängt, sei genau in ihrer vom Bilde dargestellten Gestalt nachts an sein Bett getreten; da habe er seinen Degen ergriffen und, wie von Fieberwahn gepackt, das Bild durchstoßen. Hierüber sei er aufgewacht, habe seinen Diener geweckt und sei mit ihm durch etliche Burgräume hinüber zum Bilde der Orlamünderin gegangen. Und wirklich: da schaute das unheimliche Gemälde durchstoßen und zerschligt von der Wand hernieder ...

Ein andermal hatte ein Burgdiener nachts im Rittersaal einen Lichtschein bemerkt; er weckte den Plagobersten und teilte ihm seine auffallende Wahrnehmung mit, denn Licht bei Nacht dort zu brennen, war auf fürstlichen Befehl strengstens verboten. Burgbefehliger und Diener schritten unverzüglich nach dem Rittersaal, um nach dem Rechten zu sehen. Bei ihrem Näherkommen erlosch das wahrgenommene Licht. Nun traten sie erst recht neugierig in den Saal — da war der Ritter Kunz von Kaufungen von seinem eisengeschienten Pferde herabgestiegen und saß leibhaftig in stahlfunkelnder Rüstung, vom Mondlichte beglänzt, unter dem Rundbogenfenster in der Mauernische. Beiden ward es etwas geisterschwül zumute; sie zogen sich gemach zurück und verabredeten, über den geheimnisvollen Vorgang Schweigen zu beobachten. Am andern Morgen eilten sie mit dem frühesten in den Waffensaal: da saß der Ritter Kaufungen wieder, wie sonst, in seinem gewohnten Sattel ... Jahre vergingen; da verlangte ein Schloßdiener den Abschied zum Zwecke der Auswanderung nach Amerika. Der Mann drückte sich immer noch an der Lüre herum, als habe er noch etwas auf dem Herzen. Auf Zureden des Kommandanten, ihm zu beichten, falls er noch ein Geständnis abzugeben habe, hub er an: „Herr von Arnswald, erinnern Sie sich noch jenes nächtlichen Vorfalls im Waffensaale? Ich selbst war nachts dort eingedrungen und hatte mir trotz schweren Verbotes bei Lichtschein an den Rüstungen zu schaffen gemacht; da hörte ich Schritte; in meiner Verzweiflung setzte ich den von seinem Tiere herabgenommenen Kunz von Kaufungen schnell unters Fenster, mich selbst aber versteckte ich hinter das reiterlose Ross, um den Geharnischten später, als das Feld rein war, wieder mit Mühe hinaufzuheben.“ So hatte jener alte Geisterschrecken seine Aufklärung gefunden ... Als wir vor Schlafengehen noch ins Effenacher Thal hinabspähten, jagte der Wind über die ächzenden Baumkronen, und der blutrote Mond lag auf den dunkeln Kämmen des Thüringer Waldgebirges ...

Andern Morgens ging es in tauheller Fröhe durch die Drachenschlucht, durch farrenschimmernde Wälder, über blumentreiche Wiesen dem lieblichen



Sal wieder zu. Dort erwartete mich eine Einladung auf kommenden Sonntag nach Wilhelmstal an das Großherzogliche Hoflager. Durch Arnswald hatte mein alter Gönner Karl Alexander von meiner Anwesenheit in Thüringen gehört und nicht versäumt, mir seine Gunst von neuem zu beweisen. An zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen durfte ich die Gastfreundschaft der edeln Großherzoglichen Familie von Weimar genießen. Leider fehlte Großherzogin Sophie auch diesmal wieder; ich lernte sie trotz siebenfacher Einteilung bei ihrem hohen Gemahl niemals persönlich kennen, da sie zufällig immer krank oder abwesend war.

Die Schilderungen meiner Nordreise schienen die Herrschaften sehr zu fesseln. Der Erbgroßherzog Karl August pries mich glücklich, so unbehelligt durch die Welt reisen zu können; ihm und seinesgleichen zu Ehren veranstaltete man allenthalben Festlichkeiten und Bälle, denen er sich nicht entziehen könne; so sei ihm ein römischer Aufenthalt durch lästigen Gesellschaftszwang völlig verleidet worden. Er schien überhaupt sehr bürgerlich einfache Neigungen zu haben ... In angenehmster Erinnerung steht mir die geistreiche, musikalbegabte Prinzessin Elisabeth Sybille, die Tochter des Großherzogs, die spätere Herzogin Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin, die sich an meinen offenherzigen Erzählungen vom tranduftenden Hammerfest mit seinen riesigen, dorschleberggefüllten Fässern höchlich ergötzte; ich hatte bei Tische den Ehrensitz, den sogenannten „Künstlerplatz“, neben ihr.

Dem greisen Großherzog gegenüber hatte ich von meiner Absicht verlauten lassen, den nächsten Winter in Italien zu verbringen. Am Nachmittag, als der Kaffee eingenommen war und die Adjutanten sich soeben zurückzogen, sagte mir der huldvolle alte Herr, er wolle mich noch einige Augenblicke allein sprechen, da er einen Auftrag für mich nach Italien habe; ich möchte ihm in sein Arbeitszimmer folgen. Dort ließ er sich am Schreibtische nieder, winkte mir, mich gleichfalls zu setzen, und begann: „Ich gehe nächstens nach Biarritz, wo ich unter dem Namen eines Grafen von Berka — dieser Ort ist eine kleine Stadt in unserem Lande — wohne. Ehe Sie nach Italien gehen, schreiben Sie mir ins Seebad; ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief nach Rom an meinen Freund, den alten, blinden Herzog von Sermoneta, mitgeben; er ist ein großer Verehrer der Künste wie der Wissenschaften, und wird sich gewiß freuen, Sie kennen zu lernen. Aber ich habe noch eine Bitte an Sie, durch deren Erfüllung Sie mir einen Gefallen erweisen könnten. Sehen Sie nach Piacenza; dort in der städtischen Urkundensammlung befindet sich eine Urkunde, die sich auf einen



merkwürdigen, wenig bekannten Vorfall in meiner Familie bezieht. Sie kennen aus der Geschichte meiner Vorfahren Friedrich mit der gebissenen Wange. Ihm haben einst die oberitalienischen Städte die Königskrone an- geboten. Der Rechtsbrief ruht in Piacenza, und es wäre mir natürlich von Wert, ihn für meine Wartburgurkunden erwerben zu können. Forschen Sie womöglich danach, ob sich da etwas machen ließe." Mir, dem aller Archiv- arbeit Ungewohnten, war es ein bißchen bang ums Herz geworden, und fast bereute ich im stillen, daß ich ein kurzes Wort über Italien hatte fallen lassen; doch sagte ich dem gütigen Fürsten zu, mein Möglichstes tun zu wollen. Er entließ mich mit den Worten: „Sie müssen fühlen, daß ich Sie sehr gern habe. Und nun, glückliche Fahrt!"

\* \* \*

Nach zwei bewegten Herbstmonaten im Karlsruher Heimathaus, in denen ich mich zum erstenmal als Vortragskünstler eigener Dichtungen einem größeren Hörerkreis in meiner Vaterstadt vorstellen durfte, begab ich mich fast auf elterlichen Befehl nach Italien, einen dicken, mit fürstlichem Wappensiegel versehenen, aus Biarritz kurz zuvor eingetroffenen Empfeh- lungsbrief an den römischen Herzog von Sermoneta in der Tasche.

Ich hatte im Grunde keine rechte Lust, in den Süden zu gehen, war noch ganz einseitig in nordische Gedankenkreise verrannt und fühlte mich vor allem zu wenig für die neue Reise vorbereitet, wenn ich mir auch sagte, daß ich bei einem halbjährigen Aufenthalte manches an Ort und Stelle nachholen und daheim sich Vorbereitende durch unmittelbare Anschauung überflügeln könne.

Den Karlsruher Hofbüchereivorstand Alfred Holder, einen angeheiraten Anverwandten von mir, hatte ich in den Auftrag des Großherzogs von Sachsen eingeweiht, damit er mir behilflich sein könne; er gab mir eine Karte an den Leiter der Mailänder Ambrosiana mit, um mich durch ihn weiterschieben zu lassen. Herr Ceriani, den ich voller Spannung alsbald in Mailand aufsuchte, war äußerlich das Urbild eines feinen, weltmänni- schen, spitzgesichtigen Jesuiten, der in seiner berühmten Bücherei auf einer Art von Thron sitz. Er entsann sich Holders offenbar nicht mehr recht, lächelte eigentümlich über mein Vorhaben, entschuldigte sich, einem Frem- den keinerlei Empfehlungen in einer solchen Angelegenheit geben zu können, da man bei Archiven mit derlei Belegen „sehr delikat“ sei. Unverrichteter Dinge, vielleicht halb als Urkundendieb angesehen, schied ich enttäuscht von ihm.



Mir selbst waren, offen gestanden, bei meiner Unvertrautheit mit der italienischen Sprache, die ersten Wochen im Süden nichts weniger als heimlich; ich lebte in dem bei deutschen Italienfahrern vielverbreiteten Wahn, als sei so ziemlich jeder Südländer ein Spitzbube und halte hinter den Falten seines Mantello den verborgenen Dolch gezückt. Auf einem Duzend späterer Italienfahrten habe ich dieses edle, liebenswerte Volk ganz anders ansehen und fast bis zur Schwärmerei lieben lernen.

Schlotternd vor Novemberfrofigefühl irrte ich durch das kalte, finstere Piacenza, dessen enge, düstere Gassen mit fensterlosen Hauswänden mir, Italiens Ungewohntem, das Gefühl des Unbehagens noch unendlich steigerten, und fand nach vielem Forschen und Fragen endlich die Wohnung des Archivista municipale (Stadtarchivars) Giovanni Crescio, der mich trotz der Kälte, als offenbar abgehärteter Mann, in Hemdsärmeln empfing. Da er ebenso mangelhaft französisch sprach, als ich italienisch, so trug ich ihm mein Anliegen in einer aus Französisch, Italienisch und Gymnasiumslatein, besser Küchenlatein, seltsam gemengten Mischlingssprache vor. Vom Vorhandensein der fraglichen Urkunde hatte er angeblich keine Ahnung — was übrigens die Wahrheit sein konnte —, erklärte vielmehr, das Archiv sei noch gar nicht geordnet, wovon ich mich selber überzeugen könne. Nun winkte mir die liebliche Aussicht, einen Winter in Piacenza verbringen, in halbtausendjährigem Wust nach dem rätselvollen Pergamente suchen und mit dabei in kellerartigen Gewölben vielleicht den Tod holen zu dürfen. Herr Crescio versprach hoch und teuer, nach der Urkunde fahnden zu wollen, zumal ich ihm den Dank des Großherzogs von Sachsen-Weimar, sowie Ruhm und Ehre beim ganzen Deutschen Reiche verhiess; allerdings schien für ihn ein Großherzogtum Sachsen-Weimar ebensogut im Mond als jenseits der Alpen liegen zu können.

Auch der österreichische Konsul Leopold in Genua, den ich eine Woche danach auf einer Fußwanderung längs der Riviera besuchte, äußerte mir: die Urkundensammlungen der italienischen Städte seien in reiner Auflösung und Verlotterung; die Beamten seien oft zu faul, um ihre Archive zu besuchen; bei der Bestechlichkeit der Italiener sei es gar nicht unmöglich, daß so alte Papiere längst verschleudert worden seien. Kurz, ich schrieb einen des und wehmütigen Brief an den edeln Beherrscher von Weimar und erzählte ihm alle hindernden Umstände, worauf ich dem trübseligen, unerquicklichen Piacenza in wahrer Flucht den Rücken kehrte. —

Die ersten Tage zu Rom wohnte ich im Hotel Molaro. Weil Adolf Stahr und Fanny Lewald hier gewelt und in ihren italienischen Reiseschilder



rungen diesem Gasthose Loblieder gesungen hatten, meinte so ziemlich jeder „gebildete“ deutsche Romfahrer, hier gleichfalls absteigen zu müssen und die Ehre, da wohnen zu dürfen, nicht teuer genug bezahlen zu können. Dann suchte ich mir eine Privatwohnung, was bei der Unsitte der Römer, auch nach der Vermietung ihre Aushängeschilder ruhig hängen zu lassen, keine Kleinigkeit war. Man konnte manchmal ungezählte Treppenstufen hinaufsteigen, nur um drei, vier Stock hoch oben zu erfahren, daß la camera längst vermietet sei.

Endlich fand ich bei einer Spanierin, der Witwe eines Russen, ein schönes, geräumiges Zimmer, Via Babuino 39. Nach vierzehn Tagen Hundeskalte, während deren ich stockheiser war und sofort nach jedem Eintreffen daheim mich ins Bett legte, um in der Wärme Briefe zu schreiben und Bücher lesen zu können, ließ sich die rundliche, stulpnasige Peppina Tarno gnädigst herbei, mir ein Koks-Ofen setzen zu lassen, dessen Rohr in urwüchsigter Weise durch die Fensterscheiben auf die Straße ging. Eine Kaminvorrichtung gab es nicht, und das glühende Kohlenbeden im Zimmer wärmte kaum die Fingerspitzen, war auch des Dunsfes halber lungengefährlich ...

Täglich fuhren der König Humbert mit mächtigem Schnurrbart, immer selbst wagenlenkend und mit geschwungener Peitsche verbindlich grüßend, sowie die bildschöne Königin Margherita oder der leibarme Kronprinz mit seinem Erzieher, aber stets jede Fürslichkeit für sich allein, in einem Wagen, von der Korfosfahrt auf dem Monte Pincio heimkehrend, unter meinen Fenstern vorüber.

Meine Hauptfreude war die gleichzeitige Anwesenheit Theo Lewalds und seiner Mutter; mit ihnen besuchte ich Park und Villa Ludovisi, die längst eingeebnet sind, und sah den Kopf der Juno Ludovisi noch an derselben Stelle, wo Goethe ihn bewundert hatte; von der Kunstbegeisterung meiner Freunde konnte ich viel lernen. Mir lagen noch die Felsen, die Fjords, die Mitternachtssonne Norwegens weit mehr am Herzen, als Baukunst und Malerei Italiens, und der Genuß einer Flasche Orvieto, mit einem tüchtigen Büschel Radishesen dazu, war mir fast lieber als der ganze St. Peter. Ich hätte damals nicht gedacht, daß ich noch ganze Bände zu Lob und Preis des Südens füllen sollte. Damals war meine „deutsche Natur noch nicht durch Italien verdorben“, wie einmal ein deutscher Beurteiler von Goethe behauptet hat; ich war noch ein völlig unbeleckter Barbar und unglätteter Nordbär. Das „Reisen an der südlichen Sonne“ scheint mir keine leere Redensart. Schade, daß nicht zahlreiche deutsche Dichter oder noch besser



deutsche Berufsbeurtheiler durch Beihilfsgelder instand gesetzt sind, in den Jahren ihrer Entwicklung nach Italien zu reisen; manches unreife Wort bliebe dann ungesprochen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes eilte ich gegen Abend, zur Besuchsstunde der Römer, in die düstere Via delle botteghe oscure, wo der glänzende Palast des Herzogs von Sermoneta in unscheinbarer Umgebung stand. Der Mond schien in den säulenumgebenen Hof und ein Brunnen rauschte, als ich die offene Freitreppe hinanstieg. Da stürzte mir, hastigen Schrittes, ein Bedienter in Silberverbrämung versüßt und erregt entgegen. Ich reichte ihm das Schreiben des Großherzogs und bat ihn, mich bei dem Herzoge zu melden. Da schluchzte er: Der Herzog ist soeben gestorben! Ich stand wie versteinert und schlich mich aus dem verödeten Hause betrübt wieder hinaus. Mit meinen weimarischen Empfehlungen und Aufträgen hatte ich entschiedenes Mißgeschick.

Die nächsten Tages zum Teil mit schwarzem Trauerrande, wie beim Tod eines staatsleitenden Fürsten, erscheinenden Zeitungen, gaben mir einen hohen Begriff von der Bedeutung dieses achtzigjährigen, blinden herzoglichen Greises, der, immer in edlem Sinne vermittelnd, zwischen Quirinal und Vatikan als Brückenbauer gewirkt haben soll. Ich hatte das Gefühl, durch seinen Tod einen persönlichen Verlust erlitten zu haben. —

Durch Lewalds, die nach wenigen Tagen schon abreißen, hatte ich ein älliches Fräulein, Therese Dräseke, die Tochter eines ehemals berühmten protestantischen Kanzelredners und Bischofs, kennen lernen. Die Feuer und Flammen speiende, etwas verdrehte Dame — sie hatte Frau Lewald beim Abschied in meiner Gegenwart etliche hundert Küsse verabreicht und die sich dagegen Sträubende buchstäblich durch ein ganzes Zimmer hindurch küssend rückwärts geschoben und zuletzt küssend in eine Ecke hineingedrückt — schloß auch mich sehr in ihr Herz. Doch sie verschonte mich glücklicherweise mit ähnlichen Kussausbrüchen. Sie lebte mit zwei alten, adeligen Damen als bezahlte Gesellschafterin zusammen, übte jedoch auf sie solch einen zauberischen, fast beherrenden Einfluß aus, daß sie sie völlig beherrschte; sie hatte diese Ruhe und Seßhaftigkeit über alles liebenden alten Jungfern gegen deren Willen, aber natürlich auf deren Kosten, kurz zuvor zu einer Reise nach Sizilien und Malta gezwungen, von der die guten Lämmer noch ganz erschöpft waren; und alles nur, weil Therese selbst gerne rastlos in der Welt umherfegte. Dabei war sie von jener gesuchten, etwas altmodisch gewordenen Berliner Geistreichigkeit, die längst im Aussterben begriffen zu sein scheint und die sich in unablässigen Wortspielen und Wortwitzgen fast



abenteuerlich erging; jedes Wort von ihr und bei ihr sollte durchaus geistig sprühend sein; ihr höchstes Ur- und Vorbild hierin war Schleiermachers Witz und Geist.

Auf das klare, kalte Winterwetter, das alle Berge um Rom schneebedeckt und die Kampagna weißbereift zeigte, war schwüler Schirokko gefolgt; mir, dieser Schwüle Ungewohntem, sanken bleischwer die Kniee; mich zuweilen vor Ohnmachtsgefühl an den Kellerläden haltend, hatte ich mich zu Therese geschleppt und ihr mein Weh geklagt, sogar die Absicht ausgesprochen, zur Luftveränderung in die Berge gehen zu wollen. Da meinte sie herzlos genug: „D, ich sehe es Ihnen an; nirgends stirbt sich so leicht wie in Rom; es macht nur puh, puh! und man ist hinüber. Hier scharrt an jedem Hause zu jeder Stunde der schwarze Todesrappel!“ Dies war ein seltsamer Trost und ich klappte zusammen wie ein Taschenmesser, mochte jedoch von Stund an die Dame nicht mehr leiden, trotzdem sie mir beim Husten eine Niesendüte voll Zuckergußel verehrte, mir vor Liebe gar ihren Hausarzt auf den Hals hegen und an Fastnacht vollends einen Fensterplatz am Corso verschaffen wollte; dies sollte noch dazu bei einer ihrer Freundinnen geschehen, deren Tochter tags zuvor als blühende Braut gestorben war und wo die Leiche im selben Gemach aufgebahrt lag, aus dessen Fenstern ich dem Karnevalszuge zuschauen sollte! Meine Vorstellungen gegen solch unerhörtes Ansinnen fand sie bei ihrer fast unmenschlichen Rücksichtslosigkeit keineswegs einleuchtend und sichhaltig. —

Aus dem Nebelduft eines Dezemberabends trat mir plötzlich unter den Säulen des palmengeschmückten Posthofes mein alter Schulfreund Joseph Mainzer entgegen. Wir hatten uns auf Schulbänken immer wohl leiden mögen, waren aber in Hochschülerzeiten durch Zwischenträgereien und ungünstige Einflüsse leider einander entfremdet worden. Ich wußte, daß er seit zwei Jahren in Italien und diesen Winter gleichfalls in Rom weile und sah mit einigem Bangen einer Begegnung entgegen. Schon wollte ich, geschützt vom Nebelschleier, hinter eine Säule treten; es war zu spät, er hatte mich schon angesprochen. Wir verabredeten, den Abend zusammenzubleiben; bald verging kein Abend, der uns nicht vereinigt hätte; er wurde mir ein unentbehrlicher Ausgang, und ihm, dem Kenner Italiens, verdanke ich, daß mir die Schuppen von den Augen fielen, daß ich die deutschen Vorurteile gegen Italien und sein herrliches Volk fahren ließ.

Mainzer war Protestant gewordener Israelite, hatte der Philosophie sich ganz ergeben, später aber seine prächtige Singstimme entdeckt und lebte zu Rom ein Doppelleben der platonischen Weltweisheit und des Gesanges,



also ein wahres Götterdasein. Durch ihn ward ich in die ganze moderne deutsche Liederwelt eingeführt. Wir verbrachten den Weihnachtsabend zusammen, fern der Heimat, in einer Stadt, wo beim gänzlichen Mangel an Tannenbäumen kein rechtes Weihnachtsgefühl aufkommen kann; er sang mir am Christabend Lieder von Mozart und Schubert, und wir ließen uns den köstlichen Chianti nebst unzähligen Feigen gehörig schmecken.

Ausflüge ins Albanergebirge, hinauf nach Tustulum, wo mein Freund auf den Stufen des antiken Theaters seine Gesangskunst erschallen ließ, wurden unternommen. Mainzer zog später mir zuliebe nach Karlsruhe, kam täglich nach Tische zu mir, streckte sich rauchend auf ein altes, geschmütztes Ruhebett und ich las meinem aufrichtigen, treumeinenden Ratgeber neuentstandene Dichtungen vor oder wir besprachen, was der Tag brachte. Da überkam den vom Leben nicht ganz Befriedigten leider der unheilvolle Drang, noch nie bestiegene Bergspitzen zu ersteigen. Drei Sommer kletterte er im Wettersteingebiet umher, um ein Werk über jenes Gebirg zu verfassen. Was er immer ahnend vorausgesehen, geschah am 2. September 1892: er stürzte nebst seinem Führer ab. Ein trauriges Geschick führte mich am selben Tage nach Garmisch, seinem Sommeraufenthalt; er hatte schriftlich hinterlassen, ich möchte seine Heimkehr erwarten. Zufällig hielt sich mein Freund Ludwig Fulda gleichzeitig dort auf, der oben beim Nieserbauer sein Schauspiel „Der Talisman“ gestaltete und mir an jenem bangeren Wartetage die ersten drei Aufzüge seines berühmten gewordenen Werkes vorlas. Aber Mainzer kehrte nie zurück: sein Leichnam wurde nach zwei Wochen von einem Forschungszug im Neuschnee gefunden. Derselbe Mensch, der winters keine schmutzige Straße der Stadt begehen mochte, stieg sommers im unwegsamsten Berggeröll umher; der mit sorglicher, fast ängstlicher Überbehutsamkeit um sein Wohlbefinden, in stetem Bangen um seine Stimme lebte, trug immer Gift bei sich, falls er einmal in eine Gletscherspalte stürzen sollte, um sich selbst den Tod geben zu können und nicht Hungers sterben zu müssen. Aus solchen Gegensätzen setzt der Mensch sich zusammen! ... Wie manchmal schrecke ich nach so vielen Jahren nachts aus dem Schlaf empor: ich hatte wieder im Traum um meinen unvergleichlichen Freund geweint ...

Die am warmen Ofen in Deutschland so herrlich geträumten Wintermonate Roms sind oft recht trübselig und regnerisch. Die Geselligkeit in Rom ist zeitraubend, oberflächlich und vielfach langweilig; wer sich ihr ganz hingibt, bekommt von der Stadt nicht viel zu sehen. Der allzu starke Verkehr mit Deutschen hindert am Italienslernen; da die Deutschen zu



sammenhocken und klatschen, sich von den Italienern abschließen, auf diese, sowie wechselseitig auf sich selber ohne Unterlaß zu schelten pflegen, tut man gut, nicht allzu viel davon zu nützen . . . Am unerträglichsten war ein bestimmter Schlag von schwärmerischen Damen, die jeden Wasserstein in Rom als klassisch verhimmelten und sich vor lauter Seligkeit, einen Winter in Rom verbringen zu dürfen, rein wie übergeschnappt gebärdeten. Die deutsche Siedelung war damals so ziemlich als das berüchtigtste Klatschnest Europas verschrien.

Wollte ich mit jemand über Gregorovius sprechen, dessen blühend schöne Werke ich damals noch nicht gebührend kannte, bekam ich höchstens zu hören: dieser Beck trägt nur rote Strümpfe wie ein Kardinal und zeigt sie jeden Augenblick. Aus solcher Tonart pfiß es von allen Seiten. Auch mußte man Ausflugs- und Reisepläne sorgfältig verheimlichen, wollte man nicht Gefahr laufen, unwillkommene Gefährten oder gar Gefährtinnen angeschnallt zu bekommen; es wimmelte geradezu von unternehmungslustigem Volke. In einer Gesellschaft rauchten die jungen Damen eifrig und lächelten über das in Kultur zurückgebliebene Deutschland, wo man das Rauchen von Damen noch für auffallend halte — was übrigens jetzt alles eingeholt und überholt ist; in italienischer Damengesellschaft war das Damenrauchen sehr verpönt.

Trotz alledem bin ich der deutschen Siedelung zu vielfachem Danke verpflichtet und konnte nicht immer in den Tadel über sie mit einstimmen; verschaffte sie mir doch auch viele sehr angenehme Stunden. So nahm mich der wegen seiner Schweigsamkeit bekannte deutsche Gesandte, Herr von Reudell, gütig auf — leider war seine Gattin kurz zuvor gestorben und die berühmten Musikveranstaltungen in seinem kapitolinischen Hause hatten aufgehört —, und auf das artigste empfing mich der alte, päpstliche General von Kanzler, der bekannte Held von Castelfidardo, der durch seinen geschickten Rückzug einst das Heer des Heiligen Vaters vor ganzlichem Untergange gerettet hatte, und dem man in seiner knebelbärtigen, eher französisch anmutenden Altgedientengestalt kaum den badischen Landsmann aus Bruchsal angesehen hätte . . .

Von Künstlern verkehrte ich mit dem bekannten Landschaftler Lindemann-Frommel, der eines Kopfnervenleidens wegen nie seinen Hut aufsetzen konnte, sondern barhäuptig, den Hut in der Hand, aus überhitzten Ballfäden den Heimweg durch eisige Winternacht mit mir antrat. Auch den Bildhauer Joseph Kopf besuchte ich zuweilen in seiner Künstlerwerkstatt; er meißelte gerade an einer Marmorbüste des greisen Kaisers Wil-



helm I. unzählige Fältchen und Münzeln und meinte: da kann man gar nicht genug einmeißeln. Dem deutsch-russischen Maler Robert Brandt, meinem Hausgenossen und täglichen Umgang, suchte ich in meinem Buche „Meilensteine“ in der kleinen Dichtung „Das Bild“ einen Denkstein zu setzen und verweise den Leser auf seine erschütternde Geschichte dort.

Den Neujahrsabend verbrachte ich in großem Kreise bei dem alten schweizerischen Maler Corrodi, der seit undenklichen Zeiten in Rom eingewohnt war. Um Mitternacht schloß die ganze Gesellschaft, sich die Hände reichend, einen Ring oder eine Kette und sang, eine Art Ringelreihen tanzend, nach alter Sitte das Neujahrslied:

Lebe, liebe, trinke, schwärme  
Und erfreue dich mit mir,  
Härme dich, wenn ich mich härme  
Und sei wieder froh mit mir! —

Zu meinem liebsten und häufigsten Verkehr in Rom zählten Malwida von Meyßenbug, die Verfasserin der vielgelesenen „Memoiren einer Idealistin“, die Freundin Richard Wagners, Nießches, Garibaldi's und Mazzini's, sowie deren beide Schwestern: Frau Luise von Medem und Fräulein Laura von Meyßenbug. Mit diesen habe ich bis an ihr Lebensende gute Beziehungen gepflogen. Die beiden letztgenannten Damen waren als hessische Ministerstöchtern eingeselechte Verehrerinnen des entthronten Kurfürsten von Hessen, und außerdem die vertrautesten Jugendfreundinnen der Frau Scheffel, der in München von ihrem Manne getrennt lebenden Gattin des Dichters Scheffel.

Malwida, die bedeutendste der Schwestern, schien oft beinahe ein unkörperliches Wesen, ganz Geist und Feuer zu sein; sie wohnte für sich allein in der abgelegenen Via Polveriera, draußen am Kolosseum; es war mir immer ein Fest, wenn ich zu ihr hinauswandern durfte, fühlte man sich doch in ihrer Nähe einer ungewöhnlichen, außerordentlichen Persönlichkeit gegenüber. Sie erzählte mit Vorliebe von ihren Aufenthalten bei Wagner in Bayreuth und daß man im Hause Wagner, wie wohl nirgends auf der Welt, weihevollte Familienfeste zu gestalten verstanden habe. Einen Winter hatte sie mit Wagners zu Sorrent verbracht; jeden Abend las Wagner den Damen aus Sismondis Geschichte der italienischen Städte republiken vor und äußerte manchmal sein Erstaunen darüber: daß die deutschen Novellenschreiber diese Fundgrube fesselnder Stoffe nicht fleißiger ausnützten.



Malwida lebte und webte im Wagnertum; sie glaubte allen Ernstes, daß die Begeisterung für Bayreuth in wenigen Jahren mit solcher Gewalt ganz Deutschland erfaßt haben werde, daß Millionen Menschen, ja schließlich alle Deutschen allsommerlich als zu einem großen Volksfeste zu jener Stadt im Frankenlande „hinaufzögen“! Auf meinen zweifelnden Einwurf, ob denn Bayreuth alles Volk beherbergen könne, rief sie: „Nun, dann wird man große Zeltlager um die Stadt her schlagen!“ . . .

Trotz wiederholter Bemühungen, trotz der einflussreichen Bekanntschaft mit Reudell und Kanzler, gelang es mir nicht, Zutritt bei Leo XIII. zu erhalten. Der Papst galt für unnahbar, ganz im Gegensatz zu seinem Vorgänger Pius IX., dem nie genug Besucher kommen konnten und von dem man sich mancherlei Schnurriges erzählte. So hatte ihn ein 40 Jahre zu Rom lebender Maler beim Empfang mit „Sua Sanita“ (Euer Gesundheit statt „Sua Santita“, Euer Heiligkeit!) angeredet, worauf der Papst mit Recht zu ihm sagte: in 40 Jahren hätte er doch besser italienisch lernen dürfen! Ein andermal kam eine Dame zu Pius IX., die in verzückter Hingegenommenheit bei jedem Schritte durch den großen Empfangssaal vor Ehrfurcht in die Kniee sank, so daß der Papst schließlich ungeduldig auf seinem Throne ward und mit Fortgehen drohte, wenn sie sich nicht mehr beeilte. Der wenig volkstümliche, gelehrte Leo XIII., so sagte man, sei überhaupt von Protestantensbesuchen nicht sehr erbaut, was man ihm auch keineswegs verübeln konnte, da diese ja doch nur aus Neugier, nicht aus hingebendem Glaubensbedürfnisse zu ihm kamen.

Durch die Güte Ferdinand von Hellwalds erhielt ich eine Einlaßkarte zur Sixtinischen Kapelle, als Leo XIII. am Todestage seines Vorgängers eine Gedentmesse las. Leo trug eine silberne Bischofsmütze und ein schwarzes, rotes, goldgesticktes Gewand, das acht Schleppträger nötig hatte. Knieend wurden dem Thronenden Messbuch und — Zwickel gereicht! Mit zurückgeworfenem Haupte sah er wie versteinert da; seine Hände waren mit silberner Wirkseide wie Mumienhände fest umwickelt, so daß er nur mit Anstrengung sich selber die ihm von diensttuenden Geistlichen mehrfach abgenommene und wieder aufgestülpte Bischofsmütze zurechtrücken konnte; bekanntlich vermag kein Mensch einem andern richtig die Kopfbedeckung aufzusetzen, und nicht einmal ein Papst kommt über dieses allgemeine menschliche Naturgesetz hinaus.

Unter den vielen gebrechlichen Eminenzen ragte die eindrucksvolle, fast möchte ich sagen, Bühnengestalt des bildschönen Kardinals Howard, des Vikars von St. Peter, hervor. Ihm zuliebe ging ich manchmal in die



Peterskirche, um ihn das Hochamt abhalten zu sehen, und drängte nach dem Gottesdienst in der Schar seiner Verehrer und noch mehr Verehrerinnen ihm nach in den mir unbegreiflicherweise stets offenstehenden Priesterraum. Die Kirche ließ sich im Vollbewußtsein ihrer Macht hier unbekommen hinter die Kulissen sehen: da lagen die prunkvollen Kardinalgewänder wie abgelegter Flitterstaub in großen Waschkörben recht unfeierlich und die Einbildungskraft ernüchternd umher. Die römischen Damen, dem Kardinal die schönen Hände küßend, verabschiedeten sich hier unter tiefen Verneigungen und zierlichen Knicksen von dem gnädig lächelnden Gönner, der sich mit huldvollem Kopfnicken in das Allerheiligste des Vatikans zurückzog. Der Unglückliche, damals so strahlend und glücklich Scheinende, ist wenige Jahre später im Wahnsinn gestorben. —

Ein bedeutsames Einschleßel in meinem römischen Winter war der Besuch Neapels und eine Wanderung durch Sizilien. In einer Neapeler Weinkneipe las ich in einem Zeitungsblatt: *Il maestro è morto!* Wagner war zu Venedig gestorben. Mich erfaßte tiefer Schmerz, wollte doch Malwida von Meysenbug mir auf die Heimreise einen Gruß an den großen Dichtertonsetzer mitgeben; noch wenige Tage vor seinem Tode hatte sie einen Brief von Frau Cosima Wagner mit witzigen Randbemerkungen von Wagners Hand erhalten. So war mir auch Wagner, wie jüngst der Herzog von Sermoneta, jählings hinweggerafft worden, bevor meine Sehnsucht, ihn zu schauen, gestillt ward! . . .

Im herrlichen Palermo, wo mir die wohl infolge Storbuts vielverbreitete Nasenlosigkeit der wenig schönen Bevölkerung auffiel, beobachtete ich, mit welcher vollendet göttlicher Unerschüchtertheit eine Kompagnie Soldaten zur Verrichtung ihrer menschlichen Bedürfnisse austrat, wiewohl unmittelbar ihnen zu Häupten auf dem Kaibamme die vornehme Welt „Korso fuhr“. Mit Südländern habe ich in dieser Hinsicht auf zahllosen Wanderungen wahrhaft klassische Erlebnisse gehabt; sie scheuten sich in solcher Verrichtung so wenig wie stamesische Zwillinge voreinander, was gegen ich sie, selbst an abgelegenen Orten, selten ohne Schwimmhosen badend traf. In Skandinavien fand ich es umgekehrt: in Stockholm sah man mich verdutzt an, als ich in der Schwimmanstalt Badehosen verlangte, und ich mischte mich, ländlich stitlich, unbehört in das Gewühl der Badenden, während dagegen im Norden die palermische Ungezogenheit, zumal in der Nähe von Damen, geradezu eine Undenkbarkeit wäre. Die verschiedenen Artungen des Schamgefühls der Völker wären einer Sonderschrift wert . . .



Ein Beispiel leichtlebiger Liebenswürdigkeit von italienischen Offizieren, wie es mir ähnlich nur in Ungarn noch begegnet ist! Ich fuhr dritter Klasse nach Trapani, den alten Mons Eryx zu besteigen, und lernte unterwegs im Wagenabteil einen jungen Postbeamten namens Brunelli kennen, der dorthin versetzt worden war. Er nahm mich gegen Abend in ein Kaffeehaus mit und machte mich nach italienisch-ungezwungener Sitte ohne lange Vorstellerei mit einer Anzahl von Offizieren bekannt, an die er selbst empfohlen war. Meine neuen Bekannten, ohne weiter nach Familie, Stand und Stellung zu fragen, luden mich alsbald ein, mit ihnen ins Theater zu gehen, wo sie „tre palchi“ (Drei Lauben) hatten und wo ein französisches Stück von Scribe — „La calunnia“ — in italienischer Übersetzung gegeben wurde. Nicht nur daß sie mich Wildfremden den übrigen Abend als Gast behandelten, der ganze Schwarm von Offizieren kam andern Tages zu meiner Verabschiedung zur Bahn und jeder gab mir noch einen herzhaften Kuß mit auf den Weg.

Nach dem Besuche der Trümmerstätten Selinuntis wurde ich im einzigen Gasthaus des Städtchens Castelvetro, das nur ein einziges Zimmer für Herbergende hatte, in die unangenehme Lage versetzt, mit einem Fremden, einem französischen Schweizer, den Schlafraum teilen zu müssen. Wir verrammelten die Türen. Als wir in einen unheimlichen Bodenraum nebenan hineinleuchteten, löschte ein Windstoß das Licht aus und wir standen uns im Helldunkel des mondbeschienenen Verschlages, mit mißtrauischen Augen einander musternd, gegenüber. Die offenbar von gerichtlichem Einschreiten herrührenden Siegellackspuren, die wie Blut an allen Türklinen klebten, erhöhten nicht gerade das Vertrauen zu jenem Hause, und ich begrüßte freudigen Herzens den grauenden Morgen. Mitten in der wilden Einsamkeit Siziliens ist die Einbildungskraft ohnehin zu erregterer Tätigkeit aufgelegt und sieht Fra Diavolo durchs Fenster zielen.

Im Junotempel zu Sirgenti traf ich mit einem Schlesier, einem eingeseifchten, alten Hagestolzen, zusammen, der stets in Angst um seinen Wagen schwebte; er nahm mir fast ein eidliches Versprechen ab, mich niemals vermählen zu wollen. Und dies geschah im ehemaligen Tempel der Stifterin und Schützerin der Ehen! Im Altertum, als Juno noch im Gewölke thronte, hätte gewiß ein Blitzstrahl vom Himmel den magensbesorgten Ehehaffer niedergestreckt.

Nach göttlich schönen Tagen an der Ostküste Siziliens — in Taormina, Syracus und Catania — kehrte ich durch das im Schnee völlig begrabene, eher Sibirien gleichende Calabrien über Neapel, auf das sich tagelang



Wolkenbrüche niedergossen, nach Rom zurück, um noch einige Frühjahrswochen hier zu verbringen. Wieder waren Malwida von Meyßenbug und ihre Schwestern mein Hauptverkehr; bei ihnen lernte ich den Westfalen Levin Schücking, Freiligraths „Freund Levin mit den Gespensteraugen“, den in älteren Zeiten hochgefeierten Romandichter, kennen. Wir machten am Palmsonntag einen Ausflug in die Campagna zusammen; auf dem Weg unterhielt ich mich mit ihm über den in Wertheim lebenden rheinischen Dichter Alexander Kaufmann, von dem Schücking beklagte, daß er sich bloß in der Liederdichtung versucht und niemals zu einem umfangreicheren Werk, etwa einem Roman, aufgeschwungen habe, der doch eher Unsterblichkeit verbürge. Darin vermag ich Schücking nicht recht zu geben; ich wenigstens entschieße mich leichter, etwas kürzeres zu lesen, als Romane älterer Lage, die weit mehr an die Zeit mit ihrer vergänglichen Gedankenwelt gebunden sind. So habe ich es trotz persönlicher Bekanntschaft mit Schücking bis heute nicht zum Lesen auch nur eines seiner Romane gebracht, während kein Jahr vergeht, ohne daß ich etliche Male nach Kaufmanns lieblichen Gedichten greife.

Am Josephstag 1883 hatte mich meine spanische Hauswirtin zu einem urwüchsig spanischen Mittagessen geladen, das sie ihrem Schutzheiligen zu Ehren veranstaltete. Von der Gesellschaft waren noch ein spanischer Maler mit seiner Frau, nebst der Amme, die in spanischer Volkstracht während der Mahlzeit neben mir den Säugling des Malerpaares stillte und dabei lieblich wie eine Murillosche Madonna dreinblickte. Die kleine Marietta Larno, das Töchterchen meiner Hausfrau, eine lustige Mischung aus der Ehe einer Spanierin mit einem Russen, goß jeden Augenblick ein Glas Rotwein auf das blendend schimmernde Tischtuch und warf zum guten Ende noch das ganze Kaffeebrett mit sämtlichen gefüllten Tassen über die rosigen Weinflecken, so daß des Lachens der Gäste, wie des Scheltens der Mutter, keine Grenze war.

Zur Osterzeit pochte es an meine Türe. Herein tritt nach römischer Osterstte zur Einsegnung der Zimmer ein Geistlicher in Amtstracht, mit dem Weihwedel in der Hand; ihm folgt ein Knecht mit dem Weihwassergefäß. Der Priester kommt, um die Wände des Gemaches mit heiligem Wasser zu besprengen. Ich erhebe mich und neige mich leise zum Gruße. Die Hauswirtin Peppina kniet gebetversunken auf der Türschwelle. Kaum hatte der Geistliche seinen frommen Dienst verrichtet und sich langsam wieder zur Treppe begeben, als die lustige und listige Spanierin sprungkräftig von der Erde emporschnellt und zu meinem Ersauern dem



würdigen Herrn eine lange Nase hinterher dreht! Das Volk im Süden hält sich äußerlich streng an die Formen der Glaubenslehre, doch nimmt es die Sache von der leichten Seite; ihm sitzen Gottesverehrung, Marien- anbetung und Heiligenliebe nicht so tief, ernst und fest im Herzen wie dem Deutschen.

Kurz vor meinem Weggang von Rom wollte mich ein deutscher, an- säßiger Künstler veranlassen, mich bei einem großen Empfang im Quirinal dem König Humbert vorstellen zu lassen, der deutsche Künstler und Schrift- steller gerne bei sich sehe. In meiner Unschlüssigkeit, ob ich der Aufforde- rung nachgeben sollte, sah ich in der Via Condotti eine Reihe von Bibeln in allen möglichen Sprachen zum Verkauf ausliegen. Da fielen meine Blicke auf die Sprüche Salomonis und den zufällig aufgeschlagenen fünf- undzwanzigsten Abschnitt; da hieß es Vers 6: „Prange nicht vor dem Könige und tritt nicht an den Ort der Großen.“ Dies nahm ich mir so zu Herzen, daß ich dem Künstler in ablehnendem Sinn antwortete. In meinen italienischen Tagebuchblättern „Gemmen und Pasten“ goß ich dieses kleine Erlebnis und viele ähnliche jener Zeit in Reime . . .

Zahlreich waren die Aufenthalte, mannigfaltig die Erlebnisse meiner Heimreise. Wie gerne denke ich an den uner schöp flichen Humor meines uritalienischen Herbergwirthes Pietro Biagi zu Siena, der, mit weißer Schürze vorgebunden, unermü dlich am Herde seiner Küche stand, die zu- gleich Speisesaal war, und wo die Speisen auf schneeweißer Marmor- platte sauber und verlangenweckend zur Auswahl bereit lagen; ging man abends nach der Mahlzeit noch ins Freie, da legte sich der Sternengürtel des Orion wie eine goldene Königsbinde um den schlanken Riesenturm des Palazzo Pubblico auf der Piazza del campo . . .

Zu Venedig betrat ich mit tiefem Weh das Sterbezimmer Wagners im Palazzo Vendramin, der in der Abenddämmerung den Eindruck trost- loser Ausgestorbenheit machte; war doch erst wenige Wochen zuvor die Leiche des Unsterblichen hier hinausgetragen und mit ihm einer meiner sehnlichsten, der Erfüllung so nahen Lebenswünsche zu Grabe gebettet worden . . .

Im Schlosse Miramar bei Triest, aus dem einst Kaiser Max nach Mexiko gezogen war, ergötzte mich ein fremdenführender Schloßwächter, der mir in unfreiwilliger Drolligkeit vier Dichterbüsten in der Bücherei, offenbar die vier Lieblinge des unglücklichen, erschossenen Kaisers, erklärte: „Schauens, dös sind die vier litterarischsten Poet'n, dös is der Dante, der Gede, der Schegsbir und der Homer!“



Lebendige „litterarische Poet'n“ besuchte ich zu guter Letzt in München, wo mich vor allem Paul Heyse in seinem schönen, vornehmen Heime gütig aufnahm. Seine edle Erscheinung, sein schier olympisches Wesen, der weiche, gewinnende Ton seiner Stimme machten mir einen tiefen, unausslöschlich angenehmen Eindruck. Von Geibel meinte er, daß ihm jede Spur novellistischer Erfindungskraft gemangelt habe. Ich traf einmal bei Heyse französischen und italienischen Damenbesuch; bei seiner weltmännischen Gewandtheit schien ihm die gleichzeitige Unterhaltung in verschiedenen Sprachen nur ein leichtes Spiel . . .

Der greise Hermann Lingg, der Dichter der „Völkerverwanderung“, fragte mich, ob ich schon etwas für die Bühne geschrieben habe; auf meine verneinende Antwort meinte er: „Sie Glücklicher, dann wissen Sie nicht, was Sargnägel sind.“ Sein mit Eisbärenfell und Lorbeerkränzen verbrämtes Zimmer bildete einen fast seltsamen Gegensatz zu der einfachen Gestalt und Sprechweise des Dichters . . .

Martin Greif, der stets Verbitterte und fast in krankhaft mißtrauischer Art sich verkannt Fühlende, war in seiner Formlosigkeit das vollendete Widerspiel von Heyse: das Bild des etwas verwahrlost sich gehen lassenden Junggefellens . . .

In der Münchener Erzgießerei meißelten und hämmerten sie an der Riesengestalt der Germania für das Niederwalddenkmal, das im Herbst 1883 enthüllt werden sollte. In die Erde versenkt, ragte die Brust des mächtigen Weibes halb aus dem Boden, den rechten Arm, Lorbeerzweig und Krone haltend, emporgerect. Bei meinem Eintritt wurde gerade das schöne, goldhaarumflatterte Haupt auf den Rumpf herabgelassen; an schwerer Kette senkte es sich von oben, und die Metallteile des Halses fügten sich knirschend ineinander; es war, als habe sich der Schlund der Erde gespalten und empor steige voll Hoheit das geharnischte Prachtweib, Deutschlands Kaiserkrone aus Tiefen der Verschollenheit ans Licht moderner Weltgeschichte heraufbringend. Ich war vermessen genug, mit meiner schwachen Hand an Zweig und Krone zu tasten, und freute mich im Herbst jenes herrlichen Jahres, als ich dem großartigen Enthüllungsfest auf dem Niederwald anwohnen durfte und die Riesengestalt übers Rheintal im Morgenglanze funkeln sah, in geheimer Erinnerung des zu München Erlebten. — —

Der Ring des Reisejahres war geschlossen; Nord und Süd hatte ich wandernd durchmessen. Aber ach, ich war nur heimgekommen, um am Sarge meiner geliebten Mutter zu stehen! Ein ärztlicher Eingriff war



angeblich nötig geworden; die Ärzte hatten die blühend aussehende Frau dazu beredet, und mutig ging sie ihrem Schicksal entgegen. Noch im Bahnabteil beschwor ich sie, von ihrer Todesfahrt nach Heidelberg abzustehen; der Allmacht und Unfehlbarkeit der Ärzte vertrauend, ging sie fast freudig in den Tod. Ich las, einer Einladung des Kaufmännischen Vereins nach Ludwigsburg folgend, am Abend vor ihrem Heimgang eine Auswahl meiner Dichtungen öffentlich vor und genoss die Freude junger Dichter, von einer dankbaren, beifallspendenden Hörerschar umgeben zu sein; andern Morgens rief mich die Nachricht ihres völlig unverhofft und jählings eingetretenen Todes nach Heidelberg, wo das Unglück geschehen war.

Nun mußte der Wanderstab fürs erste in die Ecke gestellt werden; meine nächste Pflicht war, bei meinem alternden Vater auszuharren und ihm die Einsamkeit des Witwerlebens erträglich zu machen; ich war ihm von nun an bis zu seinem Heimgang Gesellschafter und Vorleser, in kranken Tagen Pfleger. Mancher stillgehegte Zukunftsplan mußte durch diese Veränderung meiner Lebenslage verschoben oder für alle Ewigkeit vertagt werden.

Übrigens sollte sich auch das Ende meines Vaters ergreifend jähe gestalten, wenn auch ein gnädiges Schicksal ihm langes Siechtum ersparte. Er war nach Bruchsal gefahren, um seinen erstgeborenen Enkel zu sehen; da, bei der Heimkehr, am Bahnhof auf der Straße, sank er um und war tot. Mittags noch saßen wir froh bei Tische zu Karlsruhe zusammen, um Mitternacht stand ich an der Leiche des mir Entrissenen in der schaurigkalten Totenkammer des Bruchsaler Friedhofes . . . So hat man mir beide Eltern, die scheinbar blühend und gesund ausgefahren waren, tot in ihren Särgen heim ins Haus gebracht! . . .